

Sonderdruck aus:

Osnabrücker Jahrbuch
Frieden und Wissenschaft
14 / 2007

Soziale Sicherheit und Frieden

■ OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2006

■ MUSICA PRO PACE 2006

■ BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

Herausgegeben vom Oberbürgermeister der
Stadt Osnabrück und dem Präsidenten der
Universität Osnabrück

November 2008, ISBN 978-3-89971-390-9
V&R unipress

V&R  unipress

Inhalt

Vorwort der Herausgeber	7
Editorial:	9

I. OSNABRÜCKER FRIEDENSGESPRÄCHE 2006

<i>Islamische Theokratie im Iran und anderswo – Kriegsgefahren und Friedens-Chancen</i> Mit Ruprecht Polenz, Udo Steinbach, Mohssen Massarrat	19
<i>Empörung in den Städten? – Welche Signale geben die Zusammenstöße in Frankreich?</i> Mit Herbert Schmalstieg, Marianne Rodenstein, Hartmut Häußermann	43
<i>Forum interreligiöser Dialog: Religion und Gewalt</i> Mit Muhammad Abdel Haleem, Jonathan Magonet, Franz Kamphaus	65
Milan Horáček, Brüssel / Straßburg und Prag <i>Europa sieht Deutschland: Tschechien und die Deutschen – 16 Jahre nach der Einheit</i>	89
<i>Krise ohne Ende? Welchen Weg geht die marktwirtschaftliche Gesellschaft?</i> Mit Franz Müntefering und Kurt Biedenkopf	103
Ursula von der Leyen, Berlin <i>Familienpolitik als Zukunftspolitik: Möglichkeiten und Grenzen.</i> . . .	123

**II. MUSICA PRO PACE –
KONZERT ZUM OSNABRÜCKER FRIEDENSTAG 2006**

- Stefan Hanheide, Osnabrück
*Über Dmitri Schostakowitsch: Sinfonie Nr. 13 b-moll »Babi Jar«
und Joseph Haydn: Sinfonie Nr. 44 e-moll »Trauersinfonie«* 143

III. BEITRÄGE ZUR FRIEDENSFORSCHUNG

- Grußwort zum Festakt anlässlich des 20-jährigen Bestehens der
Osnabrücker Friedensgespräche. Gehalten von Staatssekretär
Dr. Josef Lange, Niedersächsisches Ministerium für Wissenschaft
und Kultur, am 25. Oktober 2006* 153

- Dieter Senghaas, Bremen
*Ist Frieden möglich? Festvortrag anlässlich des
20-jährigen Bestehens der Osnabrücker Friedensgespräche.
Gehalten am 25. Oktober 2006 in der Stadthalle Osnabrück* 157

- Roland Czada, Osnabrück
*Sackgassen der Sozialpolitik. Integration und Ausgrenzung
im deutschen Wohlfahrtsstaat* 169

- Hamideh Mohagheghi, Hannover:
*Interreligiös Lernen: Was macht den Alltag für Muslime
in Deutschland so schwierig?* 185

- Alrun Niehage, Osnabrück
»Nachhaltige Familienpolitik« zwischen Anspruch und Realität 193

- Rainer Werning, Köln
*18 Jahre nach dem Ende des Kalten Krieges:
Fragiler Frieden auf der koreanischen Halbinsel.* 209

IV. ANHANG

- Referentinnen und Referenten, Autorinnen und Autoren 224
Abbildungsnachweis 230

Hamideh Mohagheghi, Hannover

Interreligiös Lernen: Was macht den Alltag für Muslime in Deutschland so schwierig?

Vortrag vor dem Förderkreis Osnabrücker Friedensgespräche e.V. am 6. Dezember 2006 im Rathaus

Interreligiosität und Interkulturalität sind Begriffe, die die modernen pluralistischen Gesellschaften beschreiben, in denen die Menschen mit unterschiedlichen Religionen und Kulturen nebeneinander leben. Jede Religion und Kultur macht einen Vergleich zwischen dem ›Selbst‹ und dem ›Anderen‹. Dieser Vergleich führt zur Entstehung der ›Selbstbilder‹ und ›Fremdbilder‹, die zum Wahrnehmen der Eigenarten und der Erkenntnis von Gleichem und Differenzen führen. In dieser Situation kommt der *Toleranz* eine wichtige Rolle zu, die in der Spannung des Zusammenlebens es ermöglicht, das Anderssein der anderen zu ertragen und zugleich, wo notwendig, sich von ihnen fernzuhalten. Toleranz ist keineswegs für ein dauerhaftes Zusammenleben ausreichend; um ein *Miteinander* zu ermöglichen, müssen die gegenseitige Anerkennung und der Respekt gegenüber den anderen erlangt werden.

Um die Grenzen des Gemeinsamen und Trennenden zu unterscheiden, bedarf es eines umfassenden gegenseitigen Kennenlernens, das nicht nur auf der Ebene der Höflichkeit und des Enthusiasmus bleiben kann; ein Kennenlernen, das versucht, die anderen in ihrem Selbstverständnis zu verstehen, aber auch zulässt, kritische Fragen zu stellen und sich von Meinungen zu distanzieren, die nicht dem ›Selbstbild‹ entsprechen.

Zwischen den Anhängern der Religionen gibt es erfahrungsgemäß einen Wettstreit, wer die richtige Lehre vertritt oder in Besitz der alleinigen Wahrheit ist. Diese Tatsache spiegelt sich u.a. im neu erschienenen Buch von *Peter Steinacker*, Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau, der vor falscher Toleranz, explizit gegenüber dem Islam, warnt. »Jede Religion muss für sich einen Absolutheitsanspruch erheben, und Toleranz zu üben heißt auch, den Heilsweg einer anderen Religion ablehnen zu können«, sagte Steinacker bei der Präsentation seines neuen Buches. Seine Äußerung, dass es keine gemeinsame Wurzel gebe, auf die sich die Religionen verständigen könnten,¹ gibt zu bedenken, ob interreligiöser Dialog, interreligiöses Lernen und Leben, nach derartigen Meinun-

gen, überhaupt möglich ist. Obwohl man in Deutschland auf eine lange Tradition des Dialoges zwischen Christentum und Islam zugreifen kann, zeigt die Realität am Beispiel des genannten Buches, der neuen Handreichung der EKD und Äußerungen mancher Muslime gegenüber Christen, dass noch ein langer Weg vor uns liegt, der uns zu gegenseitiger redlicher Anerkennung führt, die es ermöglicht, uns auf gleicher Augenhöhe zu verstehen. Die im Jahr 2006 veröffentlichte EKD-Handreichung ist exemplarisch dafür, dass alle Erklärungen seitens der Muslime kaum berücksichtigt werden. Darin finden sich über den Islam Aussagen, die nicht dem Selbstverständnis des Islam, der Mehrheit der Muslime und der islamischen Theologie und Wissenschaften entsprechen. Sie stellen die Meinungen mancher muslimischer Gruppierungen dar, die durchaus wahrgenommen und kritisiert werden sollten, ihre Auffassung darf aber nicht als islamische Lehre schlechthin propagiert werden.

Der absolute Wahrheitsanspruch kann den Menschen verleiten, der Schattenseite der anderen Religion besonderes Gewicht zu geben, während aus der eigenen Religion nur die positiven Aspekte betont werden. Kritik von diesem Standpunkt aus kann als Ausdruck der Selbstverherrlichung und Überheblichkeit verstanden werden, die sich auch in fehlender Bereitschaft zeigt, die positiven Seiten der anderen wahrzunehmen und zu betonen. Trotz langjähriger Gespräche bin ich der Meinung, dass Christen und Muslime mehrheitlich die Religion der jeweils anderen nicht als gleichwertige Religionen sehen. Die Frage ist, ob aus diesem wechselseitigen Wahrnehmen ein gleichwertiges Miteinander entstehen kann, und welche Werte als gemeinsame Werte dienen können, ohne dass eine oder beide Seiten die eigenen Grundprinzipien aufgeben müssen. Ein interreligiöses Lernen bietet den Raum dafür, dass jede / jeder ihre / seine Sichtweise darbietet, zur Diskussion stellt und einen Austausch über Gemeinsames und Trennendes ermöglicht. Das Nachdenken über Unterschiede verdeutlicht uns die wichtigen Aspekte unseres eigenen Glaubens. Es gibt ein Grundverständnis von Gott, Mensch und Schöpfung, das alle Offenbarungsreligionen miteinander verbindet. Darüber hinaus gibt es nach islamischem Verständnis eine innere Gottbezogenheit und ein Verantwortungsbewusstsein in allen Menschen, das auf Vernunft gegründet ist. Dies könnte die Grundlage für ein Miteinander sein, für deren Gestaltung jede / jeder aus den eigenen Quellen Erkenntnis und Kraft schöpft.

Was macht den Alltag für Muslime in Deutschland so schwierig?

Diese Fragestellung möchte ich im Wortlaut gering ändern: Was macht den Alltag für *manche* Muslime in Deutschland so schwierig? Dieser Hinweis soll verdeutlichen, wie die Muslime in Deutschland wahrgenommen werden und welche Bedeutung dieses Wahrnehmen für unser Zusammenleben hat: Die Muslime werden als ein monolithischer Block

aufgefasst, die sich dem »Willen Gottes unterwerfen«, die den *Qur'an* (Koran) als Gesetzbuch haben, das keine Reflexionen zulässt; sie alle haben die gleiche Lebensweise, die geprägt von Geboten und Verboten ist, und alle sehnen sich nach einem »islamischen Staat«, der natürlich nicht demokratisch sein kann. Diese Menschen können sich nicht in einer freiheitlich-demokratischen Gesellschaft zurechtfinden, weil sie dann stets in Konflikt mit ihrem Glauben leben müssen. Eine derartige »Außensicht« projiziert ein Fremdbild, das Angst macht und ein Miteinander erschwert. Dabei wird oft vergessen, dass es *den Islam* nicht gibt, sondern Muslime, die auf individuelle Art in Gruppierungen mit unterschiedlichen Prägungen leben und die ihre Wurzeln in der theologischen und kulturellen Vielfalt haben. Die Mehrheit der Muslime in Deutschland hat im alltäglichen Leben kaum Schwierigkeiten, deren Ursachen primär im Glauben zu suchen wären.

Die Muslime haben im Westen mehrheitlich einen Migrationshintergrund und befinden sich in der Phase der Identitätsfindung. 40 Jahre Migration ist nicht ausreichend, um sich heimisch zu fühlen und sich von allen Bindungen an die ursprüngliche Heimat loszulösen, besonders wenn man sich in der neuen Heimat nicht willkommen fühlt. Die Verbundenheit mit dem Ursprungsland ist durch die familiären Bindungen noch stark, und die mitgebrachten Lebensgewohnheiten prägen noch das Leben. Darüber hinaus wird in Deutschland als Einwanderungsland noch nicht akzeptiert, dass hier Staatsbürger leben, deren Sozialisation von einer anderen Religion als dem Christentum geprägt ist. Ihre Lebensweise und Religiosität wird stets als »fremd« und »bedrohlich« aufgefasst. Insbesondere in den letzten Jahren stehen der Islam und die Lebensformen der Muslime im Mittelpunkt massiver Kritik. Diese ist zwar teilweise angebracht, zugleich ist sie jedoch in mancher Hinsicht überzogen, und sie wird für politische Entscheidungen und Interessen instrumentalisiert.

Die Einwanderer schweben zwischen zwei Welten; auch der deutsche Pass kann nicht immer ein Gefühl der Zugehörigkeit vermitteln. Der folgende Satz einer Ärztin, die in Deutschland geboren wurde, aufgewachsen ist und den deutschen Pass besitzt, beschreibt die Situation, in der sich viele Muslime befinden: »Ich fühle mich nicht als Deutsche, auch nicht als Ägypterin, in erster Linie bin ich Muslima und dies gibt mir Sicherheit.« Diese Haltung zeigt, warum die Religiosität unter den Migrantinnen und Migranten in der 3. Generation wieder an Bedeutung gewinnt. Es ist nicht unbedingt und immer der Radikalismus oder die Ablehnung der demokratischen und freiheitlichen Werte, sondern eine Suche nach Selbstfindung. In dieser Phase können besonders die jungen Menschen anfällig sein, vereinnahmt und manipuliert zu werden.

Um dies zu verhindern, ist es von enormer Bedeutung, den jungen Menschen den Zugang zu guter Bildung zu ermöglichen, ihnen zu vermitteln, dass sie als unverzichtbarer Teil dieser Gesellschaft Rechte und Pflichten haben, und darüber hinaus ist die Anerkennung ihrer religiösen und kulturellen Lebensweise unentbehrlich, wenn auch diese immer noch als ›fremd‹ dargestellt wird. Somit können die wichtigen Voraussetzungen dafür geschaffen werden, dass die jungen Menschen aus Familien mit Migrationshintergrund eine aktive Teilhabe in der Gesellschaft als erstrebenswert ansehen und keine Angst vor einer Selbstaufgabe haben. Darüber hinaus ist die Einbeziehung ihrer Eltern in alle gesellschaftlichen und politischen Diskussionen und Aktivitäten unentbehrlich, damit sie zum einen mit den Rahmenbedingungen und ›Spielregeln‹ in der Gesellschaft vertraut werden und zum anderen ihnen durch die Teilhabe vermittelt wird, dass sie anerkannt sind als Erziehungsberechtigte, die ihre Werte und religiöse Erziehung an die Kinder weitergeben können.

In einer pluralistischen Gesellschaft treffen mehrere Weltansichten aufeinander, und es gibt eine ›Mehrheitskultur‹, die maßgeblich den Lebensablauf bestimmt und in manchen Bereichen nicht mit den Minderheitskulturen übereinstimmt. In diesem Zustand wird das eigene Selbstverständnis der Beteiligten durch die Wahrnehmung der anderen in Frage gestellt. Die individuelle Verantwortlichkeit, die Verbundenheit mit der eigenen Gruppe, die veränderten persönlichen Interessen und Neigungen sowie die Forderungen der Mehrheitsgesellschaft kollidieren miteinander. Besonders die Minderheiten sind zerrissen zwischen verschiedenen Welten und versuchen, eine Beziehung zu allen Bezugspunkten zu finden, mit denen sie sich identifizieren. Es ist ein schwieriger Prozess, besonders wenn die primäre Zugehörigkeitsidentität nicht integer und solide ist. Die Identitätsfindung wird zu einer Strapaze, die Zeit, Geduld und Kenntnis über den eigenen Standpunkt und die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen bedarf. Es ist dann einfacher, sich zurückzuziehen und sich stärker auf die vertrauten Gewohnheiten und Bräuche zu besinnen. Ausgrenzung und Stigmatisierung können diese Rückbesinnung fördern. Der Glaube kann in dieser Situation Sicherheit geben und Sinn stiften, wo der Mensch in einer unübersichtlichen Lage seinen Halt zu verlieren meint. Er dient dann als Schutzschild und Widerstand gegen das mangelnde Vertrauen und Zugehörigkeitsgefühl, gegen die Anpassungs- und Assimilationsforderungen.

In diesem Zustand bietet das übertriebene Festhalten an den vertrauten Lebensgewohnheiten und insbesondere an solchen, die eine religiöse Grundlage haben oder als solche wahrgenommen werden, eine Möglichkeit zum Schutz vor Vereinnahmung. Für manche Muslime zeigt sich dies in der Haltung der Eltern, wenn sie es verhindern wollen, dass ihre Kinder unter zu großen Einfluss ihrer Umgebung geraten. Die grenzenlosen Frei-

heiten, insbesondere in den sexuellen Beziehungen, starke Ich-Bezogenheit, die als Verachtung der Familie verstanden wird, Konsum von Alkohol und Missachtung der religiösen Werte sind die Gefahren, vor denen sie ihre Kinder schützen wollen. Dadurch, dass sie selbst wenig Kontakt außerhalb ihrer Gleichgesinnten haben, ist ihr Fremdbild geprägt von negativen Lebensformen und Lebenseinstellungen. Sie versuchen, ihre Kinder durch Reglementieren unter Kontrolle zu halten, damit die eigenen Werte nicht verloren gehen und damit sie der Familie nicht fremd werden. Die strengen Regeln sollen die Kinder von klein auf daran gewöhnen, ihre Religiosität nicht zu vernachlässigen, sich der Lebensform der Familie und Gemeinschaft anzupassen. Die Angst vor Alkohol- und Drogenkonsum, außerehehlichen Beziehungen und Mangel an Respekt vor Religiosität sind meist die Gründe, die manche muslimischen Eltern veranlasst, ihre Kindern von Kontakten außerhalb der Schule fernzuhalten. Auch der Ausschluss von Klassenfahrten geht zurück auf diese Ängste. Auch Befürchtungen, die Speisevorschriften könnten verletzt werden, oder die täglichen Gebete könnten in Gegenwart von Nichtmuslimen vernachlässigt werden, werden oft als Begründung vorgeschoben, um die tieferen Ängste zu verbergen.

Die stark traditionell-religiösen Lebenswelten können ein Integrationshemmnis sein, weil diese Welt sich in manchen Bereichen von der Welt der Mehrheitsgesellschaft unterscheidet, in der Kinder und Jugendliche leben. Die Jugendlichen leben in zwei Welten und können häufig weder die traditionellen Werte der Familien noch die Wertemuster der Mehrheitsgesellschaft annehmen. Sie erfahren in der Familie Strenge und Ängste und in der Gesellschaft Stigmatisierung und Diskriminierung. In Konfliktsituationen nehmen diese Muslime kaum die Beratungseinrichtungen in Anspruch, da sie aufgrund des mit Vorurteilen beladenen Bildes von der deutschen Gesellschaft befürchten, es würde dort ihr Glaube als Ursache der Probleme ausgegeben und somit herabgesetzt.

Für die Verwirklichung der religiösen Bedürfnisse der Muslime – z.B. eines islamischen Religionsunterrichts für Kinder – werden sie stets aufgefordert, ein Einheitsgebilde zu schaffen, in dem alle Muslime vertreten sind. Das bedeutet, sich zu ›institutionalisieren‹, eine Organisationsform anzunehmen, die dem Wesen des Islam fremd ist. Außerdem bedeutet dies für die Muslime in Deutschland, die eigene nationale, kulturelle und traditionsgebundene Religiosität zu relativieren oder sogar aufzugeben, weil sie nicht alle aus dem gleichen Kulturkreis stammen. Dies ist kein einfaches Unterfangen und benötigt Zeit, ist aber der erste Schritt, sich weniger mit dem Ursprungsland als mit der gewählten Heimat zu identifizieren und eine gemeinsame Basis für das Zusammenleben zu schaffen. Manche Muslime erfassen diesen Schritt als Selbstaufgabe, anstatt ihn als eine positive ›Anpassung‹ an die möglichen Rahmenbedingungen zu verstehen,

die ihnen zum einen eine konstruktive Auseinandersetzung mit dem eigenen Glauben und zum anderen eine aktive Partizipation in der hiesigen Gesellschaft ermöglicht.

Das Ankommen und Angenommenwerden ist ein Prozess, den wir gemeinsam durchlaufen müssen. Es wird ein langer Weg mit vielen Enttäuschungen und Rückschlägen, aber der einzige Weg in die Zukunft sein, wenn wir ein friedliches Zusammenleben als Ziel anstreben.

Langfristig wird der Identifikationsbezug für die Muslime nicht mehr das vom Ursprungsland mitgebrachte Selbstverständnis sein, sondern die an die Gegebenheiten dieser Gesellschaft angepasste Religiosität. Dafür muss aber auch die Bereitschaft seitens der Mehrheitsgesellschaft vorhanden sein, den Islam als zugehörig zu dieser Gesellschaft zu akzeptieren, ohne ständig Forderungen zu stellen, wie der Islam »europafähig« werden muss. Es ist eine natürliche Entwicklung in der pluralistischen Welt, dass die unterschiedlichen Lebensformen bewusst oder unbewusst aufeinander Einfluss nehmen. Für diesen Prozess braucht man eine viel längere Zeitspanne als 40 Jahre. Sie kann nicht mit Zwang und einseitigen Erwartungen und Forderungen erfolgen, sondern mit Akzeptanz und Teilnahme in allen Bereichen der Gesellschaft.

Wir meinen, viel über die anderen zu wissen, unser Wissen basiert allerdings überwiegend auf Informationen durch die Medien und den von diesen vermittelten Bildern. Dies ändert sich auch kaum, wenn die Menschen räumlich nah beieinander leben. Die Bilder und Begriffe überwältigen uns jede Minute in den Print- und elektronischen Medien, auch wenn wir unterwegs sind, dank der in fast allen öffentlichen Räumen aufgestellten Bildschirme. Die Authentizität der massenhaft in Sekundenschnelle vermittelten Bilder können wir kaum überprüfen und sie bearbeiten.

Die Ruhelosigkeit unserer Zeit lässt wenig Möglichkeit für nachhaltige und persönliche Begegnungen und tiefes gegenseitiges Kennenlernen. Wo persönliche Begegnung möglich ist, entdeckt man Verständnis, Akzeptanz und Respekt für einander.

Die große Errungenschaft der Moderne ist die Entstehung der säkularen Gesellschaften, die es ermöglichen, dass jeder Mensch seine eigene religiöse Identität bewahrt und gleichberechtigt mit anderen in die Gesellschaft eingegliedert wird. Dieses Rechtsgut bewirkt, dass die Religionen innerhalb einer Gesellschaft zunächst nebeneinander leben, es liegt am wechselseitigen Interesse, ob man mehr von einander erfahren will und ein Miteinander bewirkt oder in Desinteresse weiterhin nebeneinander lebt. Für ein Miteinander ist Kenntnis und Vertrauen erforderlich.

Der erste, wichtige Schritt des interreligiösen Lernens ist es, die verschiedenen Religionen als Bereicherung und nicht als Bedrohung zu sehen, und dass man die Menschen in ihrem Anderssein akzeptiert und respek-

tiert. Es ist nicht hinreichend, andere aus humanistischen Gründen leben und wirken zu lassen, obwohl man davon überzeugt ist, dass sie einen falschen Weg gewählt haben. Interreligiöses Lernen und Leben bedeutet nicht, Religionen zu vergleichen, um zu beweisen, wer die richtige und wer die falsche Religion hat, sondern die jeweils andere Religionen nicht nur von einer Außensicht zu betrachten, sondern die Innenansicht kennen zu lernen, die die Überzeugungen und die Lebensweise der Gläubigen der jeweiligen Religion umfasst. Dadurch werden die Fähigkeit zum Perspektivwechsel und Verstehen sowie die Bereitschaft zur Anerkennung der anderen gestärkt.

Für die Muslime ist die Einführung des islamischen Religionsunterrichts in den Schulen ein wichtiger Schritt zur Anerkennung. Sie ist auch eine Möglichkeit, in den politischen Willensbildungsprozessen und in der Gestaltung der Gesellschaft mitzuwirken. Denn nur wer sein Lebensumfeld aktiv mitgestalten kann, identifiziert sich mit der Gesellschaft. Wer gleichberechtigtes Mitglied einer Gesellschaft ist, wird sich stärker in diese Gesellschaft einbringen als jene, die politisch, faktisch oder symbolisch als ein Teil ihrer Herkunftsgesellschaft behandelt und betrachtet werden.

Der Islam ist nicht die Religion der Fremden, die für eine gewisse Zeit hier leben, sondern die Religion von Bürgern dieses Landes, die dauerhaft in gesellschaftlichen und politischen Entscheidungen mitwirken werden. Es bedarf einer Bewusstseinsbildung für eine Gesellschaft, die durch Vielfalt bereichert wird, die aber auch Herausforderungen ausgesetzt ist. Das Hauptziel aller Beteiligten muss die Herstellung eines interkulturellen und interreligiösen Zusammenhaltes sein, der eine plurale Wertegemeinschaft garantiert. Der beste Weg zur derartigen Gesellschaft ist das interreligiöse und interkulturelle Lernen in der Schule. Die Kinder sind offen und haben keine Vorurteile und festgefahrene Meinungen. Dieses Potential ist eine Chance für eine pluralistische Gesellschaft, die ihre Vielfalt als eine Bereicherung sieht, die auch Herausforderungen mit sich bringt, die kontinuierliches Umdenken, Ausprobieren und Offenheit für neue Wege verlangt. Hierfür ist die Bereitschaft aller Bürger eines Staates unentbehrlich, die nicht nur auf ihre Rechte beharren, sondern auch ihren Pflichten ernst nehmen.

1 Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 1. Dez. 2006